

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Krieg am Rhein im Jahre 1870

Grabowski, Stanislaus

Berlin, [ca. 1870]

Achtunddreißigstes Kapitel. Unter den Freischärlern

[urn:nbn:de:bsz:31-241586](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-241586)

rechnen, denn das anhaltende Knattern des Gewehrfeuers belehrte ihn, daß jene die Stadt verlassen haben mußten und schon außerhalb derselben kämpften.

Also keine Hoffnung! —

Achtunddreißigstes Kapitel.

Unter den Freischärfern.

An der Seinebrücke hatte sich, wie schon erwähnt, ein hartnäckiger Kampf zwischen den Preußen und weit überlegenen Freischärfern entsponnen; die Letzteren hielten aber noch starke Reserven in der Stadt und suchten daselbst noch versteckte Soldaten und das von den Preußen zurückgelassene Bagagefuhrwerk zusammenzubringen.

Auf dem Marktplatz und in der Hauptstraße waren förmliche Feldlager aufgeschlagen. Rothhemden, Mobilgarden in braunen Blousen und blauen Schärpen, Franktireurs in allerlei bunten, zuweilen aber auch recht ärmlichen und durchaus nicht militairischen Phantasiekostümen, lagen und standen in Gruppen beisammen, lärmten und lachten, sangen Kriegslieder, unterhielten sich auf das Lebhafteste mit den Einwohnern jeden Standes und Geschlechts, die ihnen in der bereitwilligsten Weise Lebensmittel und Wein zutrug; man umarmte sich gegenseitig und stieß auf den Sieg Frankreichs an, die Vernichtung der verhassten Preußen bis auf den letzten Mann; es war, als ob ein großes Siegesfest gefeiert wurde; der augenblickliche Erfolg hatte Alle vollständig berauscht.

Die allgemeine Freude und Lustigkeit wurde auch nicht im Mindesten dadurch gestört, daß hier und da ein starrer Todter mit klaffender, blutender Wunde, preußischer Soldat oder Frei-

schärler, auf dem Straßenpflaster lag oder daß man Schwer-
verwundete auf Bahren vorübertrug. Es war eine bunte, wirre
Zusammenstellung von Heiterkeit und Jammer, von Siegesjubiläum
und Schmerzensstöhnen; die Musik zu dem großen Drama lie-
ferte gewissermaßen das durch die Entfernung gedämpfte Feuern
außerhalb der Stadt.

Die Garibaldianer, die Edmund gefangen genommen hatten,
brachten ihn zu einer dieser zahlreichen Gruppen, in welcher die
rothen Bloufen vorherrschten; jedenfalls gehörten sie dieser Com-
pagnie oder Abtheilung an, von der sie mit lauten Zurufen und
einer Menge von Fragen nach dem Gefangenen empfangen wur-
den; die Kerle und Weiber, welche bisher die Begleitung gebil-
det hatten, wurden mehr in den Hintergrund geschoben, und
Edmund sah sich von einem dichten Kreise von Männern umge-
ben, die ihm allerdings keine freundlichen Mienen zeigten, aber
ihn doch nicht mehr mit groben Insulten bedrohten.

In der Kleidung waren diese Freischärler sich ziemlich gleich,
was wenigstens Schnitt und Farbe anbetraf; doch konnte man
aus den feineren Stoffen und den phantastischen Zuthaten, welche
Einzelne trugen, auch aus der Verschiedenartigkeit der Physiogno-
mien und ganzen Haltung schließen, daß sich hier Elemente an-
einander geschlossen hatten, die man im gewöhnlichen gesellschaft-
lichen Verkehre selten beisammen findet.

Einige dieser Männer trugen auf den Achseln eine einfache
Decoration, Säbel an der Seite und Pistolen oder Revolver im
Gürtel; offenbar bekleideten sie den Offiziersrang.

Der Führer oder Hauptmann dieser Abtheilung war ein
schon ältklicher, großer und starker Mann mit dichtem dunklen
Vollbarte; unter den meistens kleinen Figuren nahm sich die sei-
nige recht imposant aus, auch hatte sein Gesicht eigentlich schöne
Züge, aber der Ausdruck finsternen Ernstes und eiserner Härte
lag darauf und konnte kein besonderes Vertrauen erwecken.

Als er herantrat, starrte ihm einer der Männer, welche
Edmund gefangen genommen hatten, seine Meldung ab, wenn
auch nicht in der strammen militairischen Haltung, die man bei
den deutschen Soldaten fand, so doch mit voller Ehrerbietung.
Auch der Verwundete hatte sich genähert und zeigte seine noch
nicht verbundene Verletzung.

Die Stirn des Hauptmanns faltete sich dabei noch tiefer, und er maß den jungen Arzt, ohne ihn weiter zu grüßen, mit düsterem, drohenden Blicke.

„Sie sind ein Preuße?“ fragte er in italienischer Sprache.

Edmund errieth die Frage mehr, als er sie verstand; er senkte den Kopf als Zeichen der Bejahung und setzte auf Französisch hinzu, daß er nicht italienisch sprechen könne. Der Offizier fuhr in ziemlich gutem Französisch fort:

„Welchen Rang bekleiden Sie?“

Edmund erwiderte, er sei Hülfzarzt und deutete auf die Binde mit dem rothen Kreuze an seinem Arm.

„Sie berufen sich auf das Kreuz und sind mit der Waffe in der Hand gefangen worden, haben sogar einen der Unsrigen verwundet?“ meinte Jener. „Desto schlimmer für Sie!“

Zu Ton und Miene lag ein beinahe boshafter, höhnischer Ausdruck, der Edmund tief verlegte und, indem er ihm jede Hoffnung zu nehmen schien, seinen Trotz herausforderte.

„Sie haben mich mißverstanden,“ sagte er; — „ich habe nur deshalb auf diese Binde gewiesen, um Ihnen meine Stellung und militairischen Rang zu bezeichnen, nicht, um damit einen Protest gegen Ihre weitere Entscheidung zu erheben. Ich habe in diesem Kriege schon mehrfach, sowohl bei meinen Collegen als mir selbst, die Erfahrung gemacht, daß unsere Gegner dieses Wahrzeichen der Neutralität nicht respectiren; deshalb zog ich es auch vor, mich zu vertheidigen, anstatt mich widerstandslos zu ergeben und von Ihren Leuten auf die abscheulichste Weise mor- den zu lassen.“

„D meinen Sie, daß wir den Krieg zum Scherz führen?“ fragte der Hauptmann, während bitterer Haß in seinen Augen aufflammte.

„Nennen Sie es überhaupt Krieg führen, daß man unsere Soldaten in ihren Betten menschlings niedergemacht hat?“ entgegnete Edmund; den drohenden Blick stolz erwidern.

Der Hauptmann zuckte verächtlich die Achseln und antwortete:

„Es ist überflüssig, sich darüber zu streiten, wer diesen unerbittlichen Kampf auf Leben und Tod, mit allen Mitteln, welche die Vernichtung des Feindes herbeiführen können, veranlaßt hat.

Was Sie anbetrifft, junger Mann, so haben Sie sich des Rechtes auf Schonung selbst begeben.“

Er setzte einige Worte in italienischer Sprache hinzu, und sofort nahm einer seiner Leute dem jungen Arzte die Binde mit dem Kreuze vom Arme.

„Und was erwarten Sie nun, das mit Ihnen geschehen wird?“ fragte er weiter.

„Es ist mir gleichgiltig; thun Sie, was Sie vor Ihrem Gewissen und als ehrlicher Soldat verantworten zu können meinen.“

Der Hauptmann sah ihn eine Weile starr, wie überlegend, an; die kühne und stolze Antwort mochte ihm wohl einigermaßen imponirt haben.

„Ich werde Sie auf der Stelle fusiliren lassen,“ jagte er dann.

Edmund antwortete kein Wort darauf; wie schauerlich das Wort auch in seinen Ohren klingen mochte, überkamen ihn dem fast gewissen schrecklichen Schicksale gegenüber doch ein Muth und eine Stärke, wie sie den Märtyrern aller Zeiten, wenn sie für eine heilige Ueberzeugung in den Tod gingen, eigen gewesen sein muß. In gewisser Beziehung durfte er sich ja auch als einen solchen Märtyrer betrachten, der für sein theures Vaterland sterben mußte, und er glaubte dasselbe zu entehren, wenn er Bestürzung oder Furcht gezeigt, wohl gar noch eine Bitte oder Vorstellung versucht hätte.

Der Hauptmann beobachtete ihn scharf; im Kreise ringsum herrschte tiefes Schweigen, aber man sah auf den Gesichtern der Freischärler sich verschiedene Empfindungen ausdrücken; die den besseren Ständen Angehörigen schienen mit dem muthigen jungen Manne Mitleid zu fühlen, die ungebildeteren und roheren Gesellen dagegen sich auf die bevorstehende Execution zu freuen.

Wieder sagte der Hauptmann zu seinen Leuten einige italienische, Edmund unverständlich bleibende Worte, wandte sich dann kurz und ging mit seinen anderen Offizieren nach dem Plage zurück, von dem sie sich vorher, als der Gefangene gebracht wurde, erhoben hatten; es war dies der Flur eines Hauses, dessen Thür weit geöffnet stand und wo die Herren an einem reichbesetzten Tische gefrühstückt hatten, welches durch den Zwischen-

fall unterbrochene Geschäft sie jetzt mit scheinbar gutem Appetite wieder aufnahmen.

Die übrigen Nothhembden zerstreuten sich wieder, nur ihrer Drei, mit den Büchsen in der Hand, blieben bei Edmund und gaben ihm zu verstehen, daß er sie begleiten solle.

Wollte man ihn wirklich ohne alle Ceremonien erschießen? — sollte ihm nicht einmal gestattet werden, sich auf den Tod vorzubereiten, den letzten schriftlichen Abschied von den Seinigen in der Heimath zu nehmen? — Und Blanche? — sie erfuhr vielleicht niemals, wo er geblieben war, und wenn sie ihn lange Zeit in kummervoller Sehnsucht vergeblich erwartet hatte, konnte sie wohl gar auf den Gedanken kommen, er habe sie nie wahrhaft geliebt, sei ihr untreu geworden und wolle jede Verbindung mit ihr abbrechen. Gern hätte er die ihn escortirenden Freischärler gebeten, ihn einige Zeilen an seine Angehörigen schreiben zu lassen und dieselben dann zu besorgen, aber es wäre ihm schwer geworden, sich mit diesen Leuten zu verständigen und übrigens sahen sie auch gar nicht so aus, als würden sie ihm die Ausführung dieses letzten Wunsches gestatten.

Man führte ihn nicht weit; von dem neugierigen, ihn wieder höhnnenden Pöbel gefolgt, führten ihn die Drei nach einem der nächstgelegenen Häuser, vor dessen Thür jener zurückbleiben mußte. Mehrere Leute, die Einwohner dieses Hauses zu sein schienen, Männer, Frauen und Kinder, befanden sich auf dem Flure und empfingen den Gefangenen und dessen Hüter mit neugieriger Verwunderung. Ein recht behäbiger Mann in bürgerlicher Kleidung, ohne Zweifel der Hauswirth, schien mit den Garibaldianern schon gute Bekanntschaft gemacht zu haben, denn er begrüßte sie in recht vertraulicher Weise und wußte sich mit ihnen ganz gut zu verständigen. Ihnen den Weg weisend, ging er voran, und man stieg eine Kellertreppe hinunter.

Ziel und Zweck dieser Wanderung vermochte Edmund noch nicht zu errathen, aber eine schwache Hoffnung begann doch wieder in ihm aufzuflackern, denn wenn man ihn wirklich erschießen wollte, so war nicht recht abzusehen, warum dies im Verborgenen geschehen sollte, man hätte es ja auf offener Straße oder in dem ersten besten Hofe noch bequemer gehabt.

Er gelangte in ein großes gewölbtes Souterrain, das durch

ein paar unmittelbar über dem Straßenpflaster liegende schmale, vergitterte Lufen ein spärliches Dämmerlicht erhielt und, wie er bei einer flüchtigen Umschau bemerkte, mit allem möglichen Gerümpel angefüllt war; dann schloß der Hauswirth noch eine niedrige Thür auf, und man bedeutete ihm, den kleinen, fast ganz finstern Raum zu betreten, aus dem ihm eine kalte und feuchte Luft entgegenbrang.

Dies sollte also vorläufig sein Gefängniß werden; man wollte ihm die Kugel noch aufsparen, aber auf wie lange? —

Die Thür wurde hinter ihm geschlossen, und er befand sich allein. Als seine Augen sich mehr an die Dunkelheit gewöhnt hatten, entdeckte er in der einen Ecke des engen Raumes einen Haufen alten Strohes, weiter Nichts. Körperlich und geistig erschöpft, wie er sich nun fühlte, sank er auf das letztere nieder.

Was sollte nun aus ihm werden? — Was hatte er zu hoffen, was zu fürchten? —

Man möge sich in diese grausame Lage versetzen und erwägen, daß nach der vorhergegangenen Aufregung jetzt eine vollständige Abspannung folgen mußte. Jetzt, wo er gewiß war, nicht beobachtet zu werden, verließ ihn, wenigstens für eine Weile, der Muth, den er vorher Hohn und Drohungen entgegen gesetzt hatte, und das Gesicht in die Hände legend, war er nahe daran, in Thränen auszubrechen.

Indessen gelang es ihm bald, diese Anwandlung von Schwäche wieder zu besiegen, und er begann sich nun auf das Unvermeidliche, wie es schien, vorzubereiten. Er nahm sein Taschenbuch heraus — Niemand hatte ihn durchsucht und ihm Etwas von seinem Eigenthume, bis auf die Binde mit dem Kreuze und den Revolver des getödteten Vicefeldwebels, abgenommen, — und schrieb darin mit Bleistift, so gut es bei der Dunkelheit eben gehen wollte, einige Zeilen eines wehmüthigen Abschiedes, sowohl von Blanche und deren Vater, wie von seinen Eltern und Geschwistern; dann fügte er in französischer Sprache die Bitte hinzu, wer es auch sei, in dessen Hände dieses Buch komme, möge die letzte Bitte eines Sterbenden erfüllen, dasselbe an den Doctor Lesfarge in Sedan zu schicken.

Stunden vergingen nun, in denen sich Niemand um den Gefangenen bekümmerte; nicht einmal einen Trunk Wasser er-

hielt er zu seiner Erfrischung, aber er fühlte auch nicht das Bedürfnis danach. Das Schießen in der Entfernung drang noch immer an sein Ohr, bald stärker, bald schwächer. Daraus konnte er eine leise Hoffnung schöpfen; die Preußen hatten ja den Kampf noch nicht aufgegeben, und möglicherweise gelang es ihnen, sich der Stadt zu bemächtigen; wenn man ihn dann in der Verwirrung und Eile des Abzuges vergäße und seine Kameraden ihn wieder befreiten! — In unbeschreiblicher Aufregung wurden ihm die Stunden zu einer wahren Ewigkeit.

Auch seine Uhr hatte man ihm gelassen, und er konnte daher das Vorrücken der Zeit verfolgen. Um die Mittagsstunde kam es ihm vor, als ob der dumpf in sein Gefängniß hinabdringende Lärm auf der Straße zunehme; er hörte auch Signale blasen, deren Bedeutung er nicht verstand; wie man aber immer am Liebsten annehmen will, was man recht sehnlich wünscht, so suchte er sich auch zu überreden, daß die Freischaaren im Begriffe wären, die Stadt zu verlassen. Seine Spannung wurde damit eine wahrhaft fieberische.

Plötzlich fuhr er zusammen und sprang von seinem Strohlager auf; Tritte näherten sich der Thür seines Kerkers, dieselbe wurde aufgeschlossen und geöffnet, und er befand sich — getäuschte Hoffnung! — denselben Leuten gegenüber, die ihn hierhergeführt hatten.

Sie sahen ihm dieses Mal noch finsterner und drohender wie vorher aus, als sie ihn bedeuteten, ihnen zu folgen.

Wieder ging es die Kellertreppe hinauf, über den Flur, wo unter den Hausleuten große Bestürzung zu herrschen schien, die Weiber sogar jammern die Hände rangen und Worte fallen ließen, aus denen er schließen konnte, die Preußen rückten wirklich wieder vor und die Garibaldianer räumten ihnen das Feld, dann auf die Straße hinaus zum Markte.

Keine Frage mehr, daß es sich hier um einen Rückzug handelte. Einzelne Abtheilungen marschirten schon ab, den sie begleitenden, augenscheinlich sehr besorgten Städtern zurufend, daß sie bald wiederkehren würden, mehrere Wagen mit Verwundeten folgten, die Compagnie, deren Gefangener er war, — er erkannte sie an dem Capitain — stand auch schon marschbereit unter dem Gewehre.

Als das Volk ihn erblickte, brach es in ein förmliches Wuthgeheul aus und suchte ihn seiner Escorte zu entreißen; glücklicherweise waren die Rothhemden aber energische Leute, die sich mit ihren Gewehrkolben Platz zu machen wußten, und der Capitain schickte ihnen noch einige Mann zur Verstärkung entgegen. Was er mit ihm weiter beabsichtige, sagte er dem Gefangenen nicht, als ob er es unter seiner Würde hielte, überhaupt ein Wort an ihn zu richten, aber die Compagnie nahm ihn in ihre Mitte, schwenkte ab und trat den Marsch an, der sie aus der Stadt auf den nach Mutin führenden Weg, soweit sich Edmund zu orientiren vermochte, führte. Dem Gewehrfeuer nach zu urtheilen, mußte schon wieder innerhalb der Stadt, an deren entgegengesetztem Ende, gekämpft werden.

Bei ziemlich rauher und naßkalter Bitterung, auf vom Regen durchweichten Wegen ging der Marsch nach Süden vorwärts; wie sich Edmund leider bald überzeugte, mußten die Preußen nicht an eine Verfolgung denken und hatten sich wahrscheinlich begnügt, die Stadt wieder in Besitz zu nehmen.

Die Freischaaren zogen in ziemlich aufgelöster Ordnung einher; in der besten Stimmung schienen sie sich nicht zu befinden, denn wenn sie auch, wie er hin und wieder verstand, über den gelungenen Ueberfall und die Verluste, welche sie den verhassten Preußen beigebracht hatten, triumphirten, so waren sie mit dem Rückzuge doch nicht einverstanden.

Als die einzelnen Abtheilungen sich später auf freiem Felde sammelten, um eine kurze Ruhe zu machen, bemerkte er erst, daß sie noch mehrere Gefangene, preussische Infanteristen und Husaren, auch die erbeutete Bagage des Detachements und eine große Anzahl Husarenpferde mit sich führten; seine Hoffnung, mit den ersteren zusammenzukommen, ging nicht in Erfüllung. Hier wurde er auch mit einigen Lebensmitteln versorgt, die er gern annahm, da er sich wirklich sehr entkräftet fühlte.

Der beste Mensch ist immer etwas egoistisch; man möge es Edmund nicht verdenken, daß er aus dem Anblicke der Gefangenen einen kleinen Trost schöpfte, einmal, weil er an ihnen überhaupt Schicksalsgenossen hatte, dann aber auch, weil sich nicht erklären ließ, warum die Freischärler eine größere Anzahl Gefangener mit sich führen sollten, bloß um sie zu erschießen. Oder wäre

ihm allein dieses Loos bestimmt gewesen? — wenn die Leidenschaften sich abgekühlt hatten und man nur einigermaßen billige Rücksichten gelten ließ, so konnte man ihm doch wahrlich keinen Vorwurf daraus machen, daß er zu seiner Selbstvertheidigung die Waffe gebraucht hatte.

Diese Vermuthung schien darin eine Bestätigung zu finden, daß man ihm Erfrischungen reichte; auch sah seine Umgebung ihn nicht mehr so drohend an. Einer der jüngeren Offiziere trat bald zu ihm heran und begann in recht gutem Französisch — er war ein Italiener und mußte wohl guter Familie angehören — eine Unterhaltung; nachher folgten noch ein paar Andere diesem Beispiele, nur der Hauptmann blieb zurückhaltend und maß ihn zuweilen mit Blicken, welche seine feindseligen Gesinnungen nicht verheimlichten; jedenfalls hatte er ihm seine vorherigen Aeußerungen doch sehr übelgenommen.

Die Offiziere, noch junge Leute, eröffneten die Unterhaltung damit, daß sie sich nach den näheren Umständen von Edmund's Gefangennahme erkundigten, und als sie sich aus seinen Antworten überzeugten, daß er ein wirklich wissenschaftlich gebildeter Arzt war, — sie hatten ihn bis dahin wohl für eine Art Feldscheer von ganz untergeordnetem Range gehalten, wie sich deren mehrere bei ihrem Corps befanden, — wurde ihr Ton noch viel höflicher. Besonders mochte es ihnen nun daran liegen, die Meinung, die er in Folge der bei dem Ueberfall vorgekommenen Greuelthaten von ihnen und ihren Leuten gefaßt hatte, zu berichtigen, indem sie versicherten, die Ermordung oder gar Verstümmelung wehrloser preussischer Soldaten in den Quartieren könne nur von dem Pöbel der Stadt ausgegangen sein, sie selbst wären gewöhnt, den Krieg nach allen Gesetzen des Völkerrechts zu führen, und hätten danach auch ihre Leute instruirt.

Allerdings, gaben sie zu, befänden sich unter den Letzteren auch *mauvais sujets*, was bei in der Eile gebildeten Freicorps unvermeidlich sei, und überall könne man dieselben nicht unter den Augen behalten.

Edmund erwiderte darauf, daß er die Richtigkeit dieser Bemerkung wohl anerkenne, indessen vermöge er es nicht mit den völkerrechtlichen Kriegsgesetzen zu vereinbaren, daß man einen im ehrlichen Kampfe Gefangenen, wie ihn selbst, mit der Füsilirung

bedrohe, was in der Herren Gegenwart doch der Hauptmann gethan.

Darüber wurden die Offiziere doch ein bißchen verlegen und kleinlaut. Hauptmann Michalesi, meinten sie, sei ein alter barscher Haudegen, einer der Tausend von Marsala, der unter ihrem Generale (Garibaldi) vor der Pike auf gedient habe; Ernst könne es ihm mit dieser Drohung keinesfalls gewesen sein, aber er hasse glühend die Preußen, die ja, wie man ihnen berichtet, auch einen ganz schonungslosen Krieg, besonders gegen die Franktireurs, führten.

Ueber den letzteren Punkt entspann sich nun eine lebhafte kleine Debatte, in der Edmund seine Landsleute auf das Eifrigste vertheidigte und solche übertriebene Gerüchte Lügen strafte, was auch nicht ohne Eindruck auf die Offiziere zu bleiben schien.

Die Signale und Commando's zum Aufbruche machten der Unterhaltung, welche der grimme Hauptmann mit scheelen Blicken von Weitem beobachtet hatte, ein Ende. Ehe die Offiziere gingen, versprachen sie dem jungen Arzte, sich bei dem Hauptmann für ihn zu verwenden, damit ihm die seinem Stande gebührende Behandlung würde; übrigens verbürgten sie sich dafür, daß er für sein Leben Nichts zu fürchten habe.

Ein schwerer Stein war Edmund nun doch vom Herzen gefallen, es beruhigte ihn sehr, daß er sich gewissermaßen unter dem Schutze gebildeter Leute befand. Die mit der Bewachung speciell beauftragten Rothhemden mochten wohl einen Wink von den Offizieren erhalten haben, denn sie benahmen sich jetzt auch viel höflicher wie vorher gegen ihn.

Der Marsch wurde bis gegen Abend fortgesetzt, und es begann schon zu dunkeln, als plötzlich eine Stöckung eintrat und sich eine Edmund anfänglich unverständliche Unruhe in den Colonnen zu zeigen begann. Reiter sprengten hin und zurück und brachten den Offizieren Befehle, und darauf wurden Anordnungen getroffen, die auf einen bevorstehenden Kampf deuteten.

Die Compagnie Michalesi veränderte auch ihre Stellung, und dabei erst erblickte Edmund in einiger Entfernung ein großes quer über die Straße sich erstreckendes Dorf und hinter und neben demselben einen weitausgedehnten röthlichen Streifen,

aus dem sich mehrere helle Feuerpunkte hervorhoben. Das sah ganz wie ein militairisches Bivouak aus; sollten preussische Truppenabtheilungen schon bis hierher vorgedrungen sein, den Garibaldianern vielleicht absichtlich den Weg abgeschnitten haben? —

Bei diesem Gedanken begann Edmund's Herz stürmisch zu klopfen; er überlegte schon, wie er es möglich machen könnte, sich seiner Gefangenschaft in der Verwirrung eines Gefechtes zu entziehen.

Eine neue Täuschung erwartete ihn. Die an der Tete stehenden Colonnen brachen auf einmal in laute Freudenrufe und Lebehochs aus, und dieselben setzten sich schnell über das ganze Corps fort. Edmund wurde es klar, und er erhielt es auch bald durch die in seiner Nähe befindlichen Leute bestätigt, daß Menotti Garibaldi — Andere behaupteten: der alte Garibaldi selbst — mit einer bedeutenden Truppenmasse seinem jüngeren Bruder entgegengekommen sei und bei diesem Dorfe ein Nachtlager aufgeschlagen habe; am anderen Tage schon, meinte man, werde mit der ganzen vereinigten Macht abermals ein Angriff auf Châtillon gemacht werden.

Zubelnd und singend zogen die Freischärler nun durch das Dorf, das von den Ihrigen sehr stark besetzt war, und dann in das sich über eine weite Fläche ausdehnende Bivouak. Eine halbe Stunde später loderten noch viele neue Feuer auf, und das Abkochen der Abendration begann. Es war ein großartiges, hübsches und romantisches Bild, das sich vor Edmund's Augen entrollt hatte, daß er sich aber in einer Stimmung befand, in der er sich daran nicht zu erbauen vermochte, wird man wohl begreiflich finden.

Die Freischärler wußten sich im Bivouak ebenso schnell und gut einzurichten wie die deutschen Soldaten; Holz und Stroh war bald in genügender Menge zur Stelle geschafft, und von dem letzteren wurde auch Edmund ein Bund zu Theil, auf das er sich mit dem festen Vorsatze ausstreckte, seine Sorgen so bald und so lange wie möglich zu verschlafen; da er wirklich übermüdet war, gelang ihm wenigstens das Erstere.

Lange sollte diese Ruhe aber nicht dauern; mitten in der

Nacht wurde er geweckt und fand das ganze Corps zum Aufbruche gegen Châtillon bereit.

Die Gefangenen — es waren ihrer etwa dreißig — sollten diesen Marsch aber nicht mitmachen, sondern nach der noch zehn bis zwölf Meilen entfernten Stadt Lutun, dem damaligen Hauptquartier Garibaldi's, gebracht werden, und dieser Auftrag fiel der Compagnie Michalefi zu.

Der lange Hauptmann, wie alle seine Untergebenen, wurde dadurch in herzlich schlechte Laune versetzt, die sich in mancherlei Bervünschungen und Flüchen Luft machte, indessen blieb es bei der Ordre, und die Gefangenen wurden von allen Seiten herbeigebracht.

Zum ersten Male fand Edmund nun Gelegenheit, seine Landsleute und Schicksalsgenossen zu begrüßen und sich mit ihnen zu unterhalten, was ihre Wache nicht hinderte. Was man sich über die Erlebnisse bei dem Ueberfall erzählte, kam überall ziemlich auf Dasselbe hinaus. Einige waren schon in ihren Quartieren überfallen und zu Gefangenen gemacht worden, ehe sie noch zu ihren Waffen greifen konnten, Andere auf den Straßen, als sie nach dem Sammelplatze eilten, umzingelt und entwaffnet.

Die Letzteren versicherten, sie hätten zwischen dem aus den Häusern auf sie gerichteten Feuer förmlich Spießruthen laufen müssen, und hielten es für ein wahres Wunder, daß sie nicht verwundet oder getödtet worden; leichtere Verletzungen hatten übrigens mehrere von ihnen.

Im Allgemeinen wurde von ihnen bestätigt, was die Freischärler-Offiziere am Nachmittage dem jungen Arzte gegenüber behauptet hatten, daß nämlich die unentschuldbaren Grausamkeiten bei dieser Gelegenheit mehr von den Einwohnern der Stadt als den Franktireurs, wenigstens den Garibaldianern, ausgegangen seien; unter den Franzosen hatte sich aber auch schlimmes Gesindel befunden.

Die Gefangenen waren meistentheils sehr niedergeschlagen; sämmtlich ältere Landwehrmänner und zum größten Theile verheirathet, daheim bürgerliche Geschäfte betreibend, fürchteten sie bei ihrem jetzigen Loose Weib und Kind, die Heimath vielleicht nie wiedersehen zu sollen, und der Gedanke, Gefangene, beson-

ders dieser irregulären Freischaaren geworden zu sein, war für sie ein schwer drückender. Indessen suchte man sich doch gegenseitig zu trösten, und allmählig kam sogar wieder eine Art Humor auf; die kräftigen deutschen Naturen eignen sich einmal nicht dazu, sich in unnütze melancholische Grübeleien zu versenken.

Auch Edmund richtete sich an dieser Unterhaltung mit seinen Landsleuten wieder mehr auf und konnte sich denselben, zu seiner großen Freude, sogar nützlich machen, indem er die leichten Bunden kunstgerechter verband und hier und da in Betreff derselben gut Rathschläge ertheilte.

Die abermals gegen Châtillon ziehenden Freischarler, deren Zahl, nach ungefährender Schätzung, mehrere Tausend betrug, waren noch vor Tagesgrauen aufgebrochen, Hauptmann Michalesi verweilte aber auf dem Bivouakplatze, bis es ganz hell geworden war, und setzte sich dann nach der entgegengesetzten Richtung in Marsch.

Ueber den weiteren Zug gegen Lutun läßt sich nicht viel sagen. Das Wetter blieb kalt und unfreundlich, und die Freischarler standen dabei eigentlich noch mehr aus wie die Gefangenen, da sie in ihrer Heimath nicht an ein so rauhes Klima gewöhnt waren, auch zeigten die Preussischen Soldaten mehr Übung in weiten Märschen. Der Hauptmann ließ große Touren machen, täglich an fünf bis sechs Meilen. In allen Dörfern, die der Zug passirte, — außer den Gefangenen eskortirte die Compagnie auch die erbeuteten Pferde und Bagage, — wurde er von den Landleuten mit Jubel über die schnell verbreitete Siegeskunde empfangen, und freiwillig brachten sie Lebensmittel und Wein herbei; man mußte es den Rothhemden lassen, daß sie auch die Gefangenen dabei genügend bedachten. Während der Nacht wurden dieselben in eine große Scheune gebracht, wo sie zum Lager Nichts als Stroh hatten, und scharf bewacht; von einem Fluchtversuche war unter ihnen wohl die Rede, aber die Besonnenen redeten davon ab, weil sich wirklich keine Gelegenheit bot, einen solchen mit Erfolg auszuführen.

Der Hauptmann blieb dabei, sich um Edmund nicht weiter zu bekümmern und seinen höheren militairischen Rang nicht anerkennen zu wollen; indessen konnte es wohl nicht ohne seine Einwilligung geschehen, daß die Offiziere, die sich so

freundlich gegen den jungen Arzt erwiesen, ihm verschiedene Erleichterungen anboten, daß er, zum Beispiel, während des Marsches auf einem der Bagagewagen fahren und des Nachts ein besonderes, besseres Quartier erhalten solle; Edmund wies indessen Beides höflich dankend, aber bestimmt zurück, indem er versicherte, er ziehe es vor, bei seinen Landsleuten zu bleiben.

Man machte zwei Nachtquartiere und erreichte im Laufe des dritten Tages Autun, die alte berühmte Stadt der Herzöge von Burgund, jetzt eine der bedeutendsten im Departement Saone-Loire, die über 11,000 Einwohner zählt und zahlreiche Fabriken besitzt, sowie einen lebhaften Handel treibt. Der Marsch durch das Gebirge der Sevannen hatte schon viel romantische Partien den Gefangenen vor die Augen geführt, und jetzt waren sie wirklich erstaunt über die reizende Lage der Stadt, die sich an den Abhängen des Mont Cenis terrassenförmig erhebt und mit ihren vielen Kirchen und schönen öffentlichen Gebäuden einen großartigen Eindruck macht; in ihrer unmittelbaren Nähe erblickte man auch viele Ruinen, die noch der Römerzeit angehören.

Die eigentliche alte Stadt, die den Namen Le Marchaux führt, ist schlecht und winzlig gebaut, dagegen sind die neueren Quartiere Le Château und La Ville in großartigem Maßstabe mit zum Theil prächtigen Bauten angelegt und bieten große Plätze und schöne Promenaden dar.

Wie schon gesagt, hatte zur Zeit General Garibaldi hier sein Hauptquartier, doch war er selbst an diesem Tage nicht anwesend und der größte Theil der unter seinen Befehlen stehenden Truppen — Mobilgarden, fremde Legionen und Freischaaren — gegen Chatillon und Dijon ausgerückt.

Capitain Michalesi hielt nun einen förmlichen Triumph-Einzug, und da sich die Kunde von dem „großen Siege“ bei Chatillon bereits in der Stadt verbreitet hatte, herrschte unter der Einwohnerschaft die lebhafteste Bewegung; das Volk drängte sich in den mit Flaggen geschmückten Straßen, die Fenster der Häuser waren mit Neugierigen, hauptsächlich des schönen Geschlechts, dicht besetzt, und freundige, rühmende Zurufe begrüßten die Garibaldianer.

Für die Gefangenen war dies nun kein erhebendes Schau-

spiel, und die meisten von ihnen mochten heimlich mit den Zähnen knirschen, zumal sie die beste Auskunft darüber zu geben vermocht hätten, daß sie kaum im ehrlichen Kampfe besiegt worden seien. Wie empfindlich es ihnen auch war, von allen Seiten wie Wunderthiere betrachtet zu werden und der öffentlichen Neugierde und albernen Beurtheilungen zur Zielscheibe zu dienen, so waren sie glücklicherweise nicht offenen Insulten ausgesetzt, zu denen nur ein geringer Theil des niedrigsten Pöbels Neigung bezeugte.

Auch Edmund war das Herz bei diesem Einzuge sehr schwer, denn die Rolle, die er dabei zu spielen hatte, kam ihm sehr demüthigend vor und die Ungewißheit, was nun sein ferneres Schicksal werden möge, war noch trostloser als das bisher Erlebte. Dennoch konnte er sich nicht enthalten, dem ihn umgebenden bunten Treiben seine Aufmerksamkeit zu schenken.

Wie schon gesagt, sah man an den trotz des rauhen Wetters geöffneten Fenstern viele Damen, welche das Bedürfniß fühlten, ihrer Neugierde, sowie ihrem patriotischen Enthusiasmus Genüge zu thun; sie lächelten den Siegern zu, wehten mit weißen Tüchern und fanden ohne Zweifel das Schauspiel entzückend, ohne sich wohl nur einmal einfallen zu lassen, welche schmerzlichen Gefühle die armen Gefangenen in der Brust trugen. Dafür mußten sie es sich schon gefallen lassen, daß die Letzteren ihren Reizen auch nicht die verdiente Gerechtigkeit widerfahren ließen und in ihren Blicken weniger Bewunderung als düsteren Unmuth zeigten.

Auch Edmund würde der vollendetsten Schönheit an diesem Plage kein Interesse abgewonnen haben, und gleichgiltig ließ er seine Augen die Fensterreihen entlang schweifen; auf einmal mußte er aber eine ganz wunderbare Entdeckung dort gemacht haben, denn sein Blick richtete sich starr auf einen Punkt, und unwillkürlich blieb er stehen und schien ganz zu vergessen, in welcher Lage er sich hier befand, bis ihn ein rauher Zuruf eines der Eskortirenden wieder daran erinnerte. Aber auch nun wandte er im Weiterschreiten den Kopf so lange es möglich war, nach jener Richtung, und dabei drückte sich auf seinem Gesichte ungläubiges Erstaunen, fast Bestürzung unverkennbar aus.

„Ganz unmöglich! ich muß mich getäuscht haben!“ murmelte er dann, als ihm das Ziel seiner Beobachtung durch den Weitermarsch entrückt worden war, vor sich hin. „Aber welche täuschende Nehmlichkeit! In einem anderen Orte würde ich mich keinen Augenblick besonnen haben, sie anzureden. Und schien sie selbst nicht betroffen zu werden, förmlich in Verlegenheit zu gerathen?“

Er schüttelte wiederholentlich den Kopf und blickte nachdenklich vor sich hin, als könne er sich von der Vorstellung, die er zuerst aufgefaßt hatte, nicht wieder losmachen.

Es war ein offener, vorspringender Balkon in der Beletage eines schönen, stattlichen Hauses gewesen, wohin sich der erstaunte Blick des jungen Arztes gewandt, und auf ihm hatten sich mehrere, offenbar den höheren Ständen angehörige Damen in eleganten Toiletten befunden.

Der letzteren nach zu schließen, war die Eine die Frau vom Hause, denn sie trug auf dem schon etwas ergrauten Haare nur ein Spitzenhäubchen, während die Anderen, verschiedenen Alters, sich im Hute und überhaupt im Visitenkostüme befanden. Jener war das auffällige Stügen des einen Gefangenen, der sowohl durch sein jugendliches Gesicht wie seine Uniform von seinen Genossen abstach, nicht entgangen, und da sie nicht gut zweifeln konnte, daß sein Blick ihrem Balkon gelte, ließ sie mit einer halben Wendung die darauf Befindlichen rasch die Revue passiren.

Sämmtliche Damen mußten ihre Aufmerksamkeit nach einer anderen Richtung gewandt haben, nur Eine verrieth, daß sie die Ueberraschung des Gefangenen theile, woraus sich, wie unerklärlich es auch erscheinen möchte, unleugbar ergab, daß zwischen ihnen Beiden irgendwelche Beziehungen stattfinden mußten.

Diese Dame war nicht mehr jung, aber mit ziemlich jugendlicher Kofetterie, obwohl nicht ohne Geschmack gekleidet; die zierliche Figur, die frischen Farben des Antlitzes, das recht interessante Züge hatte, das volle dunkle Haar und besonders die lebhaften, ausdrucksvollen Augen gaben zusammen eine Erscheinung, die gerade nicht auf Bewunderung, aber doch auf Beachtung Anspruch machen konnte und in gewissen Kreisen der Männerwelt

zweifellos auch um so mehr fand, als sie unverkennbar dazu herausforderte.

„Aber was haben Sie, meine Theure? Sie fühlen sich doch nicht unwohl?“ fragte die Frau vom Hause — natürlich in französischer Sprache — als sie in dem Gesicht der soeben Beschriebenen einen Ausdruck von Bestürzung, erbleichte Wangen und einen ebenso starren Blick fand, wie sie soeben bei dem Gefangenen bemerkte.

Sie fragte dies aber so leise, daß die übrige Gesellschaft, deren Aufmerksamkeit anderweitig beschäftigt war, es nicht vernehmen sollte und konnte.

Die Angeredete athmete ordentlich tief auf, als ob sie aus einem Traume erweckt werde, der sie beängstigte, öffnete die Lippen, um eine Antwort zu geben, wandte sich dann aber, wie unwiderstehlich angezogen, sogleich wieder jener sie ganz fesselnden Beobachtung zu, — gewiß ein höchst sonderbares Benehmen, das die Neugierde der alten Dame noch mehr reizte.

„Aber meine beste Frau Oberst,“ flüsterte sie dringender, deren Arm fassend und leicht drückend, — „erinnern Sie sich doch, wo sie sind! Sie erregen öffentliches Aufsehen, und man könnte Ihrem unbegreiflichen Wesen eine falsche Deutung geben! — Sollte Ihnen, da Sie so lange Zeit in Deutschland gelebt haben, in der That dieser junge Mensch bekannt sein, der da unter den Gefangenen einherging und Sie mit nicht weniger Interesse zu beobachten schien?“

Der Frau Oberst war das Blut wieder in die Wangen getreten und färbte dieselben hochroth; augenscheinlich befand sie sich in sehr großer Bewegung und schien das Bedürfnis zu fühlen, derselben Worte zu geben, denn sie begann:

„Seltsames Zusammentreffen! Er ist wirklich —“

Aber sie brach plötzlich ab, vielleicht, weil sie ein zu großes Vertrauen hier nicht am richtigen Platze halten mochte, und verbesserte sich der neugierigen, gespannt an ihren Lippen hängenden Dame gegenüber:

„Es war wirklich eine überraschende Aehnlichkeit, Madame.“

„Mit wem, wenn ich fragen darf?“

„Mit einem jungen Verwandten, einem Neffen von mir, der diesen Krieg ebenfalls als preussischer Militairarzt mitmacht.“

Aber wie thöricht ich bin! Diese Uniform allein ist es, die mich getäuscht hat!"

Die kleine kokette Dame lachte, wenn auch etwas gezwungen.

Die, welche sie ausforschen wollte, schien damit nicht recht zufrieden zu sein, denn sie mochte eine interessantere Erklärung erwartet haben. Etwas spitz meinte sie, es sei doch auffällig, daß der Gefangene sich ebenfalls geirrt haben müsse, und wieder entgegnete die Frau Oberst lachend, sie habe vielleicht Aehnlichkeit mit einer Tante von ihm. Kurz, die würdige Dame vom Hause — es war die Gemahlin des Maire der Stadt — erfuhr nicht, was sie wissen wollte, und revanchirte sich dafür, als die Frau Oberst sich bald darauf empfahl, dadurch, daß sie, hinter deren Rücken die Aehneln zuckend, den übrigen Damen das kleine unaufgeklärte Abenteuer mit recht hübschen Ausschmückungen mittheilte, worauf dann der ganze Chor das Urtheil abgab, Jene, die man übrigens erst seit acht Tagen kannte, sei eine etwas zweideutige Person, vor der man auf der Huth sein müsse, zumal auch noch Niemand ihren Trauschein gesehen habe.

Während die Medifance sich dergestalt über die Frau Oberst Carlrier ausließ, begab diese sich mit eiligen Schritten durch die jetzt schon wieder von dem gewöhnlichen Treiben belebten Straßen nach der nicht sehr fernen, elegant eingerichteten Wohnung, die sie mit ihrem Gemahle erst seit Kurzem, wo Beide in der Stadt eingetroffen waren, zur Miethe inne hatte.

Unsere Leser werden wohl nicht in Zweifel gewesen sein, daß sie in dieser Dame Frau Virginie vor sich haben, die sie zum letzten Male in Begleitung ihres alten Freundes, des Obersten, auf der Reise nach Nancy sahen.

Das Glück hatte die Flucht begünstigt; der scheinbar leidende Zustand Carlrier's, der selbstverständlich als ein dem Waffenhandwerke ganz fern stehender Privatmann ausgegeben wurde, und die gewandte Ausdrucksweise Frau Virginie's in deutscher Sprache täuschten die deutschen Soldaten, wo man mit ihnen zusammentraf, vollkommen, und auf der andern Seite machte das Paar wieder von der Dienstfertigkeit seiner Landsleute Gebrauch und gelangte glücklich über den von den Truppen occupirten Bezirk hinaus. Damit warf der Oberst auch die Maske des

franken Mannes, die er bisher getragen hatte, ab, und da ihm nun die in dieser Gegend noch nicht unterbrochenen Eisenbahnen zu Gebote standen, eilte er nach Tours, um der dortigen Regierung seine Dienste anzubieten.

Seine Zukunft mußte ihm doch noch zu unsicher erscheinen, als daß er seine Gefährtin treulos im Stiche gelassen haben sollte, oder war es das wirklich empfundene Gefühl der Dankbarkeit, das ihn an Frau Virginie fesselte, — er nahm sie mit sich und stellte sie überall als seine Gemahlin vor.

Die Regierung in Tours sicherte ihm ein Commando bei der Südmee zu und beorderte ihn nach Autun; indessen herrschte hier wie dort eine so heillose Verwirrung in militairischen Angelegenheiten, daß, als er in der letztgenannten Stadt eintraf, höchstens eine untergeordnete Befehlshaberstelle für ihn frei war, die seinem bisherigen Range gar nicht entsprach; soweit gingen aber der Patriotismus und die Selbstverleugnung Oberst Carlier's doch nicht, daß er sich damit begnügt hätte. Viel weniger noch wollte er in den Stab Garibaldi's eintreten, den er als einen bloßen Freischaarenführer betrachtete, zumal er es, wie noch viele andere seiner Kameraden, unter der französischen Würde hielt, sich von einem Ausländer befehligen zu lassen.

Einstweilen blieb er also unthätig, trug aber die Uniform und führte, wo sich die Gelegenheit dazu bot, das große Wort, indem er, sich auf seinen Rang und militairische Erfahrung berufend, alle Maßnahmen, welche Befehlshaber dieses Südcorps trafen, einer strengen, tadelnden Kritik unterzog und dazu beitrug, daß das theilweise ohnehin schon mangelnde Vertrauen zu den Führern noch mehr geschwächt und die bestehende Verwirrung noch größer wurde.

Da er keinen Sold bezog, war es ein Glück für ihn, daß er Frau Virginie mit ihren Capitalien zur Seite hatte, und wahrscheinlich verdankte die verblendete Frau es auch nur diesem Umstande, daß sie von ihrem Liebhaber wenigstens äußerlich noch in so hohen Ehren gehalten und mit zärtlichen Schmeicheleien überhäuft wurde; indessen mochten dem Obersten doch manche Aeußerungen entschlüpft sein, welche solche Vermuthungen, wie sie jene Damen ausgesprochen hatten, aufkommen ließen.

Frau Virginie war nun außer allem Zweifel, daß sie wirk-

lich ihren Neffen unter den Gefangenen gesehen habe, und fand darin einen doppelten Grund zu sehr großer Aufregung, die sie jener Neugierigen gegenüber kaum zu bezwingen vermocht hatte; einmal nämlich bemitleidete sie wirklich den jungen Mann, dessen Leben sie sogar unter den Händen der Freischärler, von denen Oberst Carlier nicht genug Schlimmes zu sagen wußte, für gefährdet hielt, dann wurde sie, die in ihrem Leichtsinne selten über die sie umgebenden gegenwärtigen Verhältnisse hinausbachte, durch diese unvermuthete Begegnung aber auch daran erinnert, daß sie doch eigentlich eine schwere Schuld gegen die Familie Bornemann trage, wäre es auch nur dadurch gewesen, daß sie durch ihr jetziges Benehmen dem Namen ihres verstorbenen Gatten, den sie noch trug, wahrlich wenig Ehre machte; bisher hatte sie sich für ganz sicher gehalten, daß Jene ihrer Spur nicht zu folgen vermöchten, und nun, — sah es nicht wie eine warnende Schicksalsfügung aus? — konnte sie leicht in die Lage kommen, persönlich ihrem Neffen gegenüber vor Scham erröthen zu müssen. So klar hatte sie eigentlich noch nie gefühlt und begriffen, in welcher zweideutigen Lage sie sich begeben hatte.

In dieser Stimmung langte sie zu Hause an und fand den Oberst im dolce far niente auf dem Sopha liegend und eine Cigarre rauchend, wobei er jedenfalls Betrachtungen darüber angestellt hatte, wem er diese Annehmlichkeiten verdanke, denn er empfing Frau Virginie in der besten Laune und sogar mit einer zärtlichen Galanterie, die, da sie von ihr für baare Münze genommen wurde, einigermaßen zur Entschuldigung ihrer Thorheit beitragen konnte.

Erschöpft warf sie sich in einen Sessel, und der Oberst, der wohl begriff, daß ihr etwas Außerordentliches zugestossen sein müsse, hatte erst viele besorgte Fragen zu thun, bis er das Geschehene herausbrachte. Das war auch für ihn eine unangenehme Ueberraschung; nicht allein, daß Frau Virginie von ihm verlangte, er solle irgend Etwas — sie wußte selbst noch nicht recht, was eigentlich, — für ihren Neffen thun, und daß er damit persönlichen Unannehmlichkeiten entgegen sah, sondern es begann sich auch die Befürchtung in ihm zu regen, daß die Gewissensbisse der Dame, denen sie jetzt unter Thränen und Seufzern Worte gab, seinen eigenen Interessen gefährlich werden könnten.

Sedenfalls machte sie ihm schon bemerkbar, welch' großes Opfer sie ihm gebracht habe, und um allen weiteren Auseinandersetzungen zu entgehen, deren Ziel er schon vollständig begriff, beeilte er sich, auszugehen, um sich nach dem Verbleiben des jungen Arztes zu erkundigen.

Dieses Ziel, das Frau Virginie stets im Auge hielt und bei jeder sich bietenden Gelegenheit wieder darauf hindeutete, war, wie man wohl errathen wird, ihre Trauung mit dem Obersten; freilich hatte sie dieselbe auch schon im Voraus zur Bedingung ihrer Begleitung gemacht und er darein, mit der heimlichen Absicht, sie nie zu erfüllen, gewilligt. Bis das Paar nach Nutun kam, war indessen weder Zeit noch Gelegenheit gewesen, die erforderlichen Förmlichkeiten zu erfüllen, und in dieser Stadt hatte der Oberst Frau Virginie sogleich öffentlich als seine Gemahlin vorgestellt, und eine nachträgliche Trauung würde nun doch ein eigenthümliches Licht auf die Dame geworfen haben. So stellte er es ihr auch vor und lachte sich heimlich in das Häufchen, daß er sie auf eine Weise, die anfänglich ganz ihren Beifall gefunden, überlistet hatte; sie mußte sich jetzt, ohne ihm einen Vorwurf machen zu können, schon darein fügen, daß die Hochzeit noch auf eine günstigere Gelegenheit verschoben werden sollte. —

Sehen wir aber zunächst, wohin man Edmund, nach dem der Oberst sich jetzt zu erkundigen ging, gebracht hatte.

Nutun ist reich an Kirchen und Klöstern, und der alte Garibaldi hatte, in seiner bekannnten Abneigung gegen die Vorrechte und Annahmen der Geistlichkeit, an dieselbe noch mehr Anforderungen in Betreff ihrer patriotischen Opferleistung gestellt, wie an die übrigen Einwohner der Stadt, so daß es darüber schon zu recht ernstlichen Beschwerden bei der republikanischen Regierung gekommen war, die es mit keiner der beiden Parteien gern verderben wollte.

Unter Anderem waren auch auf Befehl des alten Kriegshelden gewisse Räumlichkeiten einer Abtei, die sich an die Stadtmauer lehnte, zu kriegerischen Zwecken in Anspruch genommen worden, wie energisch der Bischof und die dahin gehörigen Mönche auch dagegen protestirten, und fast unmittelbar neben den dunkeln Kutteln verkehrten jetzt geräuschvoll die rothen Hemden; die

Träger beider sahen einander ziemlich feindlich an, vermieden aber doch ernstliche Zusammenstöße, um es nicht zu einem gar zu großen öffentlichen Aergernisse kommen zu lassen.

Bei dem Ausrücken des größten Theiles der Besatzung hatten die Mönche schon triumphirt, daß sie der unwillkommenen Gäste wieder ledig wurden, aber die Freude dauerte nicht lange, denn nun hielt von Neuem die Compagnie Michalesi mit den Gefangenen ihren Einzug in die geheiligten Räume.

Der ehemalige Speisesaal der Mönche, ein weiter, schön gewölbter Raum in dem alterthümlichen Gebäude, dessen lange Fensterreihe über die Stadtmauer fort eine prächtige Aussicht auf ein unmittelbar vor der Stadt liegendes, mit Landhäusern, Weingärten und den Resten alter berühmter Römerbauten angefülltes Thal eröffnete, das dann wieder allmählig zu der es im Hintergrunde begrenzenden Gebirgskette anstieg, wurde den Gefangenen als Aufenthalt angewiesen, und da man ihnen auch möglichst gute Lagerstellen und hinreichende, schmachtaste Mundverpflegung gab, befanden sie sich eigentlich gar nicht so übel.

Wie man gehört, hatte Edmund die ihm von den Offizieren angebotenen Vergünstigungen für seine Person während des Marsches zurückgewiesen und es vorgezogen, in der Gesellschaft der anderen Gefangenen zu bleiben, die ihm doch in jedem Falle angenehmer war wie die der fremden Freischärler, mit denen er sich nicht einmal recht verständigen konnte; jezt bekümmerte sich Niemand weiter um ihn, und es schien, daß auch fernerhin kein Unterschied zwischen ihm und seinen Schicksalsgenossen gemacht werden solle.

Man wird es begreiflich finden, daß Letzteres nicht seinen Wünschen entsprechen konnte. Die Verhältnisse auf dem Marsche waren doch ganz andere wie in einem für längere, vorläufig noch gar nicht abzusehende Zeitdauer bestimmten festen Quartiere, und welche kameradschaftliche Theilnahme er auch für seine gefangenen Landsleute fühlte, so lagen in ihrem von dem seinigen so verschiedenen Bildungsgrade, ihren Lebensgewohnheiten und den gerade in den deutschen Armeen so scharf abgegrenzten militairischen Rangstufen Unzuträglichkeiten für dieses enge Zusammenwohnen, die dem jungen Arzte große Verlegenheiten bereiten und die nächste Zukunft schwer zu tragen machen mußten. Deshalb

nahm sich Edmund auch vor, diese Bedenken bei erster Gelegenheit und am geeigneten Orte zur Sprache zu bringen, mußte sich aber einstweilen noch in die getroffene Anordnung schicken.

Viel mehr noch beschäftigte ihn jetzt aber die ihm vollständig unerklärliche Begegnung Frau Virginie's in dieser Stadt. Wie er sich überreden gewollt, er sei durch eine ganz merkwürdige Ähnlichkeit getäuscht worden, konnte diese Erklärung doch nicht gegen die immer deutlicher werdende Ueberzeugung Stich halten, er habe seine Tante wirklich vor sich gehabt, denn wie wäre es sonst möglich gewesen, daß eine Fremde eine so unleugbare Ueberraschung bei seinem Anblicke kundgegeben? — Nach dem letzten Briefe, den er — nun schon vor einigen Wochen — von seiner Schwester Frida aus Saarbrücken erhalten, hatte Frau Virginie sich noch dort befunden, und wenn er auch ebensowohl ihre Vorliebe für ihr Geburtsland, wie ihre zuweilen schrankenlos hervortretenden Excentricitäten kannte, so blieb es doch geradezu undenkbar, daß dieselben sie veranlaßt haben sollten, die Thüren zu verlassen und in dieser gefährvollen Kriegszeit eine Reise nach Lutun zu unternehmen.

Diese Zweifel, dieses Schwanken zwischen Furchten und Hoffen — denn es schien ihm gewiß, daß die Anwesenheit Frau Virginie's in der Stadt, falls sie sich nämlich bestätigte, auch irgendwelchen Einfluß auf sein eigenes Schicksal haben müsse, — sollten, wenigstens nach einer Seite hin, bald ein Ende finden. Er war kaum eine Stunde lang in dem neuen Quartiere, als, von dem wachhabenden Unteroffiziere geführt, ein sehr stattlicher Offizier, in der Uniform der regulären französischen Armee und mit den Abzeichen des Oberstenranges, daselbst eintrat und seine Blicke prüfend über die Gefangenen schweifen ließ.

Obgleich Edmund sich den Grund dieses Besuches durchaus nicht zu erklären wußte, zweifelte er doch nicht, daß er eine Persönlichkeit vor sich habe, der hier eine gewisse Machtvollkommenheit zustehe, vielleicht den Stadtcommandanten, und war sogleich entschlossen, derselben sein Gesuch, in der Gefangenschaft seinem militairischen Range gemäß behandelt zu werden, vorzutragen. Zu seiner Ueberraschung kam ihm der Oberst zuvor, indem er gerade auf ihn zuging und ihn, höflich grüßend, fragte,

ob die Uniform, die er trage, nicht die der deutschen Armee-ärzte sei.

„Und Ihr Name?“ fragte er auf die bejahende Antwort.

Der Oberst machte eine ganz eigenthümliche Miene, als der junge Arzt sich nannte; es sah beinahe aus, als ob dieser Name ihn keineswegs angenehm berühre und sogar in eine Art Verlegenheit versetze, aber er überwand diese Empfindung und meinte, es scheine ihm, daß der junge Arzt sich hier nicht an dem ihm gebührenden Platze befinde, und es würde ihm großes Vergnügen machen, durch seine Fürsprache zur Erleichterung des Looses, welches das Kriegsgeschick über ihn verhängt habe, beitragen zu können, wenn er ihm seine darauf bezüglichen Wünsche mittheilen wollte.

„Sie irren sich, ich bin nicht in der Lage, hier befehlen zu können,“ berichtigte er die in diesem Sinne gefaßte Vorstellung Edmund's, — „aber ich werde Ihr Gesuch an geeignetem Orte mittheilen und glaube Ihnen im Voraus seine Gewährung versprechen zu dürfen. Ich übernehme dies um so lieber, als ich damit im Auftrage einer dritten Person handle, die sich besonders für Sie interessirt.“

Der Oberst blickte dabei den jungen Mann scharf an, als ob er sich zu überzeugen wünschte, ob derselbe in Bezug auf die erwähnte Persönlichkeit irgendeine Vermuthung hege oder schon Gewißheit besitze. Daß Letzteres der Fall war, ging zur Genüge aus dem hellausleuchtenden Antlitze Edmund's und seinen hastigen Worten hervor:

„So habe ich mich also doch nicht getäuscht! — Ich bitte Sie dringend, mein Herr, mir nähere Auskunft über diese mir zweifellos sehr nahe stehende Dame geben zu wollen, die ich bei unserem Transporte durch die Stadt zu meiner höchsten Ueber- raschung erkannt habe. Ist sie —“

Der Oberst unterbrach ihn, indem er mit bedeutungsvoller Geheimnißthuerei den Finger auf den Mund legte und einen mahnenden Seitenblick auf die übrigen Gefangenen warf.

„Sie täuschen sich nicht,“ sagte er nur, — „aber es liegen hier noch Verhältnisse vor, die wir einstweilen nicht weiter berühren dürfen; lassen Sie es sich daran genügen, daß die

Freundschaft für Sie thun wird, was nur irgend in ihren Kräften steht.“

Edmund sah ihn voll Bewunderung an, aber sowohl in der Persönlichkeit, wie in dem militairischen Range des Obersten fand er viel so Achtunggebietendes, daß er bei der bestimmten Weigerung, ihm nähere Auskunft zu geben, nicht auf die letztere, zu der er sich doch so berechtigt hielt, zu dringen wagte. Jener ließ ihm auch nicht einmal Zeit dazu, eine weitere Frage zu überlegen und auszusprechen, denn, indem er ihn wieder höflich und fogar mit einer gewissen Vertraulichkeit grüßte, verabschiedete er sich mit den Worten:

„Sie werden auch fernerhin von mir hören, aber ich bitte Sie, nicht auf eigene Hand Nachforschungen anzustellen, welche die guten Absichten, die gewisse Personen mit Ihnen haben, durchkreuzen könnten; das nächste Mal hoffe ich Sie an einem anderen, Ihren Wünschen und Bedürfnissen besser entsprechenden Orte zu begrüßen.“

Damit ging er und ließ dem jungen Manne, der nun wenigstens über die Anwesenheit Frau Virginie's in Autun Gewißheit erlangt hatte, doch noch ein so weites Feld für seine Vermuthungen übrig, daß derselbe in großer Unruhe darauf hin und her irrte.

Die Fürsprache des Obersten — indirekter Weise also Frau Virginie's, wie es schien, — zeigte sich noch vor Einbruch des Abends in ihrer Wirksamkeit, denn Edmund wurde aus dem gemeinschaftlichen Gefängnisse geholt und ihm ganz in der Nähe, innerhalb desselben Gebäudes, ein eigenes Zimmer angewiesen, das zwar auf Eleganz keinen Anspruch machen durfte, aber allen Anforderungen an Bequemlichkeit, die er unter den obwaltenden Verhältnissen zu stellen berechtigt war, vollkommen entsprach; besonders lieb war es ihm, daß sich darin nicht die Absicht kundgab, ihn vollständig von seinen Landsleuten, den übrigen Gefangenen, zu trennen, denn der Corporal, der ihm das neue Lokal anwies, sagte ihm, man erwarte, daß er fortfahren werde, die Verwundeten und Kranken unter Jenen — es handelte sich nur um leichtere Fälle — ärztlich zu behandeln, zu welchem Behufe es ihm freistehende, den nur über einen langen Corridor des alten

Klostergebäudes führenden Weg ohne Begleitung zu machen, wann es ihm beliebe.

Wie sich Edmund bald überzeugen konnte, begünstigte diese Freiheit durchaus nicht einen etwaigen Fluchtversuch von seiner Seite, denn die hinabführende Treppe war mit einem Posten von mehreren Nothhemden besetzt, einen anderen Ausgang konnte er nicht entdecken, und unter den Fenstern an der Stadtmauer standen ebenfalls mehrere Schildwachen mit den geladenen Gewehren im Arme.

Aber er beabsichtigte jetzt auch nicht, einen solchen Versuch zu unternehmen, wie schwer ihn das Loos der Gefangenschaft auch drückte, wenn er an Blanche und seine Familie dachte; zuerst mußte sich ihm das Räthsel lösen, das ihn in nächster Nähe umgab, und er konnte nicht umhin, darauf die Hoffnung zu stützen, daß ihm auch dieses Mal das Glück, wie bei seiner Gefangenschaft in Sedan, günstig sein werde. —

Neununddreißigtes Kapitel.

Von der Nord-Armee.

Nach der Capitulation von Metz hatte die jetzt unter den Befehl des Generals der Cavallerie und General-Adjutanten des Königs von Preußen von Manteuffel gestellte erste Armee, mit Zurücklassung des 7. Armeecorps unter General von Zastrow, welches sowohl die Gefangenen nach Deutschland zu schaffen, als die Festungen Thionville, Longwy, Montmedy, Mezières längs der belgischen Grenze und La Fère an der Dise zu besetzen und einzunehmen, theilweise dann das Werder'sche Corps zu unterstützen bestimmt wurde, also das erste und achte Corps unter den Generälen von Bentheim und von Goben, sowie eine Ca-